Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 13 (1942)

Nachruf: Fanny Oschwald-Ringier : 1840-1918
Autor: Ringier, Martha

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FANNY OSCHWALD-RINGIER

1840-1918

VON MARTHA RINGIER

Wenn die Verfasserin der nachstehenden Zeilen sich ans Werk macht, Leben, Wirken und Wesen von *Fanny Oschwald-Ringier* der heutigen Generation nahe zu bringen, so tut sie es mit zagender Feder. Sie stand dieser Frau so nahe, daß es ihr nicht leicht fällt, den nötigen Abstand und die richtigen Worte zu finden, die dem Wesen der großen Lenzburgerin gemäß wären. Sie versucht es, um der Heimat das Bild einer Frau vor Augen zu führen, die nicht vergessen werden darf, und an die in Verehrung zu denken der Aargau und vor allem Lenzburg Veranlassung haben.

Wenn wir Fanny Oschwald-Ringier fragen könnten, was ihren ganzen Charakter geprägt hat, würde sie uns antworten: das Vaterhaus, die Heimat. Zeitlebens blieb sie mit beiden verbunden und sog aus dem Heimatboden auch die schöpferischen Kräfte.

Die Burghalde ist heute noch eines der stilreinsten, geschmackvollsten Gebäude der kleinen Stadt. Das alte Haus mit dem Türmli trägt die Jahreszahl 1628. Der neuere, viel stattlichere Anbau, steht rechtwinkelig zum Stammhaus und war mit dem alten Teil ehemals nur durch eine Laube verbunden. Zur Burghalde gehörte der Rebberg oberhalb des Hauses, zu dem sanft ansteigend der Garten sich hinaufzieht, gehörten Remisen, die Trotte, das Pächterhaus jenseits der Straße (das heute als Haushaltungsschule dient), ferner Baumgärten mit schönem Obstbestand, die fruchtbaren Äcker der „Widmi" sowie entlegenerer Landbesitz und ein Stück Wald. Den Hof bewirtschaftete ein Pächter.

Dieses stattliche Heimwesen kam durch das Vermächtnis des kinderlosen Ehepaares J. J. Bär in den Besitz ihres Großneffen Johann Rudolf Ringier. Sie hatten den mutterlosen Knaben, der mit seinem aus Zofingen stammenden Vater in einer Stadtwohnung hauste, in ihr Herz geschlossen. Seine geistige Regsamkeit, seine liebenswürdige Naturanlage, ließen auf eine gute Entwicklung hoffen; daher zogen Onkel und Tante Bär den Knaben allen andern Angehörigen vor und machten ihn schon im Kindesalter zum Erben des Gutes und eines Teils ihres ansehnlichen Vermögens.

Nachdem der junge Mann an der Kantonsschule in Aarau sich

für die Universität vorbereitet hatte, entschloß er sich zum Studium der Rechte und reiste, wohlversehen mit Geldmitteln und guten Ratschlägen, erst nach Göttingen und später nach Berlin. Begabt mit einer weichen, wohlklingenden Baßstimme, wurde er bald in musikalischen Kreisen willkommen geheißen. In Berlin war er Mitglied des Zelterschen Chors, auch wurden ihm hie und da kleinere Solopartien anvertraut. Die Kunst war dem Studenten der Rechte zuzeiten wichtiger als das Studium, und fast wäre er der Lockung erlegen, sich ganz der Musik zu widmen. Nach vier inhaltreichen Jahren kehrte er schließlich doch als angehender Jurist in die Heimat zurück und brachte neue Ideen und eine Fülle von Anregungen mit nach Hause. Dem vielseitig gebildeten, für alles Hohe begeisterten jungen Mann fehlte es nicht an Beschäftigung; man lud ihm nach und nach manch zeitraubendes Amt auf. Zusammen mit seinem Jugendfreund Dr. med. R. Häusler ging er mit Feuereifer allerlei Rückständigkeiten im Gemeindewesen zu Leibe; ganz besonders lag ihm die Erneuerung des Schulbetriebes am Herzen. Seine Wahl zum Oberrichter brachte ihn dann an vielen Tagen des Jahres in die aargauische Hauptstadt.

Die schönen Künste wurden aber keineswegs vernachlässigt. Zuerst in Lenzburg, dann in verschiedenen größeren Städten unseres Landes wirkte Ringier als Solist bei Konzerten und bei eidgenössischen Gesangfesten mit. Die Musik war es auch, die ihm den Weg bahnte zu seinem Lebensglück, zu seiner Frau.

Dies geschah anläßlich einer Konfirmationsfeier. Da hatte der Sänger alle Herzen gerührt und stand, selbst bewegt, auf der Empore und betrachtete die jugendliche Schar unten am Altar. Auf einmal fiel ihm ein Mädchen auf, dessen blonder Scheitel durch einen Sonnenstrahl vergoldet wurde. Gebannt vom Liebreiz der Gestalt, durchfuhr es ihn wie eine Eingebung: diese soll, so Gott will, die Meine werden.

Die Auserkorene war die Tochter des jungverstorbenen Bezirksarztes Johannes Fischer und seiner Gattin, des ehemaligen Kronenwirtstöchterleins Margaritha Ryschgasser. Als kostbarstes Vermächtnis des Toten sollte Gritli eine ausgezeichnete Erziehung genießen. Die Mutter hatte einen spanischen Flüchtling, Don Vicente Cavanilles, den das Schicksal in den Aargau verschlagen hatte, bei sich aufgenommen. (Siehe den Aufsatz im Jahrgang 1935 der Lenzburger Neujahrsblätter.) Er war ein Mann von vornehmer Herkunft und großer wissenschaftlicher Bildung. Ihm wurde Gritli anvertraut. Er unterrichtete das begabte, wissensdurstige Mädchen nicht nur in den damals üblichen

Schulfächern, sondern auch in Physik, Chemie, Astronomie, ließ sie geographische Karten zeichnen, legte mit ihr Herbarien und eine Steinsammlung an und brachte seine Schülerin auch in seiner spanischen Muttersprache erstaunlich weit. Die Mutter ihrerseits bemühte sich, den Charakter ihrer Tochter zu formen. So entwickelte sich diese früher als andere zu einem besinnlichen, charakterfesten Mädchen, dessen leibliche Anmut jedermann gefangen nahm.

Der um zwölf Jahre ältere Freier hatte es nicht leicht, Zutritt zu dem stillen Witwenhause zu erlangen, denn Frau Fischer hielt sich seit dem Tode ihres Gatten von aller Geselligkeit fern. Die Erwerbung eines Flügels brachte dann die erwünschte Gelegenheit zu einer Annäherung. Damit war der Verkehr angebahnt, und der junge Ringier verbrachte manche Abendstunde mit Mutter und Tochter und dem spanischen Gastfreund. Eines Abends, beim Betrachten des Sternenhimmels, geriet der junge Mann ganz in Eifer beim Erklären der Strahlenbrechung. Dabei streifte er seinen Ring vom Finger und schob ihn an die schmale Mädchenhand, indem er sein Mädchen auf das Funkeln des Steines aufmerksam machte. In diesem Augenblick trat die Mutter ein, die sich nur kurz entfernt hatte, und abwehrend rief sie aus: „Noch nicht, noch nicht!" Doch damit war das Zeichen gegeben zu einer Aussprache, und viel früher, als es in der Absicht der Mutter lag, kam es zu einer heimlichen Verlobung. Damals wohnten Vater und Sohn Ringier bei der verwitweten Tante Bär in der Burghalde; die beiden Vertrauten wurden natürlich in das Geheimnis eingeweiht. Es gab aber noch eine lange Wartezeit, dann fand, ohne Gepränge und ohne daß die Lenzburger darum wußten, die Hochzeit statt, und nach einer kurzen Hochzeitsreise im eigenen Chaislein zog das junge Paar vorerst ins Haus der Doktorin.

Doch kaum anderthalb Jahre später verschied Frau Bär, und nun wartete die Burghalde auf die junge Herrschaft. Das große Hauswesen bedeutete für die blutjunge Frau eine rechte Belastung. Doch sie lebte sich rasch in die neuen Verhältnisse ein, und es gelang ihr, den alten Dienstboten Respekt einzuflößen und mit ihrer angeborenen Klugheit und ihrem Takt die Schwierigkeiten zu überwinden. Die Freunde fanden stets freudige Aufnahme; es heißt öfter in deren Briefen: „Ihr Glücklichen, was seid Ihr doch für ein begnadetes Menschenpaar!"

Die Anforderungen an die Burghaldenherrin wuchsen, als sich der Kindersegen immer reichlicher einstellte. Doch jedes Kind wurde als eine Gottesgabe willkommen geheißen. Die quecksilbrige Schar gab der Mutter viel zu denken und zu sorgen, aber

sie verstand es ohne laute Ermahnungen, nur mit einem Blick ihrer blauen Augen, die Wildfänge zu zähmen.

Am 30. November 1840 kam, als achtes Kind, Fanny Victoria zur Welt. „Ein gerupftes Krählein", rief Großmutter Fischer aus, als sie die Kleine sah. Die Geschwister waren alle rosige, runde Geschöpfe; dieser Nachzügler schien von anderer Art zu sein. Trotz dem schlechten Aussehen war aber Fanny ein gesundes Kind, das sich in der Folge als zäh und widerstandsfähig erwies und ein höheres Alter erreichte, als alle übrigen Geschwister.

Der Beginn von Fannys Lebensreise fiel in eine politisch unruhige Zeit. Im Freiamt hatte es unter den mit der Regierung unzufriedenen Katholiken schon lange gegärt. Jetzt brach der Aufruhr aus. Schlecht ausgerüstet, aber bereit, ihre Rechte zu verteidigen, zogen sie den Regierungstruppen entgegen. Diese standen marschbereit in Lenzburg. Gerade an diesem 7. Januar 1841 wurde Fanny Ringier zur Taufe getragen. Kaum hatte man sich nach dem Kirchgang in der Burghalde zu Tisch gesetzt, als die Kunde kam, die Truppen brächen auf. Da verabschiedete sich der Schützenhauptmann Ringier eilig von den Seinen, holte seine Waffen und schloß sich mit den männlichen Dienstboten der Truppe an. Hinter den Abziehenden schluchzte eine Kinderstimme: „Mer wänd ene jo alles geh: de Brote und de Chueche und 's chli Schwösterli au, wenn nume de Pape wieder umechunt." Dieser brüderliche Wunsch ging nach der ruhmlosen Besetzung des Freiamtes bald in Erfüllung, und nach dem kriegerischen Zwischenfall folgten Zeiten des Friedens und des ungetrübten Glückes.

Das jüngste Burghaldenkind gedieh und wurde ein lebhaftes, sehr liebebedürftiges Geschöpfchen. In Briefen an den im Militärdienst abwesenden Vater wird die Kleine erwähnt als „Fanny, die Herzige". Etwas später heißt es von ihr: „Fanny hat ein leidenschaftlich zärtliches Herz, aber es steckt auch ein kleiner Kobold in ihr. Sie hat mich neulich schön in Verlegenheit gebracht. Freund Lützelschwab hat mich besucht, und ich erging mich mit ihm in der Arkadenlaube. Als wir uns im Pavillon niederließen, vergnügte sich Fanny, die mir nicht von der Seite gewichen war, damit, dem Gast Traubenbeeren in den Mund zu schieben. Wir waren vertieft in unser Gespräch, und so merkte ich erst zu spät, daß der Unband unserm Freund unversehens ein Schnecklein zu kosten gab. Du kannst Dir mein Entsetzen denken, Liebster. Ich habe es an einem währschaften Tätsch nicht fehlen lassen." —

Die Mutter stand wieder vor einer Entbindung, als Fanny dreieinhalb Jahre zählte. Die sonst so Tapfere wurde von schweren Gedanken bedrückt, die sich nicht verscheuchen ließen. Am 2. Mai 1844 gebar sie zwei kleine Mädchen. Einige Stunden später lag sie entseelt in den Kissen. Die Zwillinge überlebten sie nur einen Tag, dann wurden sie der toten Mutter in die Arme gebettet.

Und nun begann für die kleine Fanny und ihre Geschwister das mutterlose Leben. Nie hat die Jüngste diesen Schicksalsschlag verwunden; in den Aufzeichnungen ihrer letzten Lebenszeit kommt wiederholt der Satz vor: „Ich habe keine Mutter gehabt; damit ist alles gesagt." Der Vater bemühte sich, die Lücke, so gut er es vermochte, auszufüllen, doch sein Amt rief ihn ja so oft von zu Hause fort; später erst recht, da er als Mitglied des Nationalrates den Sessionen in Bern beizuwohnen hatte.

Es kamen Erzieherinnen ins Haus, die selbst noch unerfahren waren, sich aber redlich anstrengten, ihrer schweren Aufgabe Herr zu werden. Doch trotz gutem Willen konnten sie die alles klar überblickende, achtunggebietende und doch so liebevolle Mutter nicht ersetzen. Von den Töchtern übernahmen die beiden ältesten, kaum erwachsen, die Führung des väterlichen Haushalts. Sie wurden aber bald von wackern Männern heimgeführt. Die Jüngsten, Bertha und Fanny, vermißten wohl die Liebe der Mutter am meisten. Doch sie waren fröhliche, phantasievolle, begabte Kinder. Bei Fanny zeigte sich schon im Kindesalter ein schauspielerisches Talent. Sie lernte spielend eine Anzahl Hebelgedichte und trug sie zum Ergötzen ihres Vaters mit großem Ausdruck vor. Auch konnte sie gewisse Personen täuschend nachahmen.

Der Vater beschloß, die Mädchen noch vor der Konfirmation in ein Pensionat zu stecken. Das Katharinenstift in Stuttgart galt als vorbildliche Erziehungsanstalt. Dorthin brachte er zuerst die um anderthalb Jahre ältere Bertha, und ein Jahr darauf begleitete er auch seine Jüngste ins Schwabenland. Was für ein Abschied! Fanny glaubte ihn nicht überstehen zu können. An der Chaise, welche die Reisenden nach Baden begleiten sollte — Lenzburg hatte damals noch keine direkte Eisenbahnverbindung — stand im schwarzen Samtkäpplein der bald neunzigjährige Großvater und verabschiedete sich von der schluchzenden Enkelin. Bevor die Pferde anzogen, steckte er ihr einen Ring an die Hand: „Der hat meinem Röseli selig gehört, trag ihn zum Andenken an deine Großmutter. Und jetzt: halt dich gut und bhüet dich Gott." Dann entschwanden Großvater und Burghalde den Blicken. Es war das letzte Wort des alten Herrn an sein

Fanny Oschwald-Ringier (1840-1918)

Johann Rudolf Ringier (1797-1879

Nach einem Ölgemälde von L. Tanner

Margaritha Ringier, geb. Fischer (1809–1844)

Nach einem Ölgemälde von L. Tanner

Die «Burghalde»

Großkind. Fanny fand ihn bei ihrer Heimkehr nicht mehr unter den Lebenden.

Gleich am ersten Tage wurde Fanny in die im Katharinenstift vorgeschriebenen Gewänder von grüner Farbe eingekleidet. Aber nicht nur die Kleider und Mäntel waren grün, auch die Schultische, die Bettstellen, die Vorhänge an den Fenstern. Der Volksmund nannte deshalb die Institutsinsassen nur „die Laubfrösche".

Nachdem Schwester Bertha in die Heimat zurückgekehrt war, befiel Fanny ein heftiges Nervenfieber. Auf die beunruhigenden Nachrichten hin telegraphierte der besorgte Vater: „Ziehen Sie den besten Arzt bei." Und so erschien denn eines Tages der Leibarzt des Königs in eigener Person. Er fand die Kranke mit glühend heißem Kopf, ganz verwirrt vor sich hinredend. Er untersuchte, gab Anordnungen, verschrieb eine Medizin und versprach, wieder nach dem Mädchen zu sehen. Endlich, endlich war die Krankheit gebrochen; das Bewußtsein kehrte wieder, und der Arzt versicherte der Vorsteherin, seine Patientin sei gerettet. Beim letzten Besuch des königlichen Leibarztes sagte dieser lachend: „So, jetzt aber muß mir das kleine Fräulein Abbitte tun. Als ich das erste Mal hier eintrat, haben Sie entsetzt ausgerufen: Da kommt ja der Teufel mit dem Pferdefuß. Ja, so haben Sie gesagt. Ich bin aber nicht gewohnt, so empfangen zu werden."

Wie gut, daß der Sommer kam und die Ferien in naher Sicht standen! Eines Tages verkündete Fräulein Theiß: „Freut euch, Kinder, ihre königliche Hoheit hat uns Schloß Stetten zum Sommeraufenthalt angeboten. Nächste Woche dürft ihr hinfahren." Es war ein alter, verwahrloster Sitz, der nur selten bewohnt wurde, in dem dann eines Abends die fröhliche Mädchenschar Einzug hielt. Hier begann ein zwangloseres Dasein als im Katharinen-Stift. Fanny kam bald zu Kräften und war eine der Fröhlichsten. Sie füllte ihr Skizzenbuch mit Veduten vom Schloß, den romantischen Ansichten der Umgebung, zeichnete die malerischen Häuser des Dorfes Stetten. Nur allzu rasch vergingen die Wochen, und es hieß Abschied nehmen.

Ein köstliches Erlebnis, von dem Fanny Ringier später immer lachend berichtete, trug sich während einer Literaturstunde bei Eduard Mörike zu. Der württembergische König hatte dem Dichter diesen Lehrauftrag erteilt, den Mörike wohl eher als unerwünschte Belastung empfand, denn er eignete sich schlecht zum Dozenten; zudem gab sein starkes Schwäbeln immer wieder Anlaß zur Heiterkeit unter der Mädchenschar. Zuweilen geriet der unbeholfene Mann in heiligen Eifer. So erging es ihm beim Vortrag der schottischen Ballade: „Dein Schwert, wie ist's von

Blut so rot, Edward, Edward!" Von der Dichtung ergriffen, suchte er sein Taschentuch hervor, um sich die Stirne zu trocknen. Beim Einstecken geriet ein Zipfel des grünen Vorhangs in seine Hand, den er umständlich in seine Rocktasche schob. Die Schülerinnen platzten beinahe heraus. Mörike aber, betrübt über den Unverstand der jungen Dinger, die für diese gewaltige Dichtung keinen Sinn zu haben schienen, schüttelte mißbilligend den Kopf. Erst als er am Schluß der Stunde vom Katheder hinunterstieg, bemerkte er, was er angerichtet und was seine Schülerinnen so zum Lachen gereizt hatte. Verlegen zog er den großen Wulst aus seiner Tasche und verließ mit rotem Kopf die Klasse.

Als das zweite Institutsjahr vorbei war, wurde Fanny Ringier konfirmiert. Als Aelteste stand sie an der Spitze der Mädchenschar; den Zug der Jünglinge führte Graf Zeppelin an. Nicht ohne Stolz erzählte sie später von diesem Zusammentreffen mit dem nachmals weltberühmten Manne.

Ein Aufenthalt in Neuenburg vollendete die Ausbildung, dann kehrte das schlanke junge Mädchen in die Burghalde zurück und teilte sich mit Schwester Bertha in die Pflichten als Haustochter. Fanny bezeichnete später diese Jahre als die schönsten ihres Lebens, und doch waren auch sie voll Mühe und Arbeit.

Bald galt es im Haushalt am Sandweg auszuhelfen. Schwester Johanna war von drei kleinen Kindern weggestorben. Für Fanny war es eine selbstverständliche Pflicht, in den Riß zu treten. Am frühen Morgen verließ sie die Burghalde, um erst spät abends heimzukehren. Erst als eine zuverlässige Haushälterin das Hauswesen des Schwagers betreute, nahm Fanny Ringier ihr gewohntes Leben wieder auf.

Der Vater, immer bedacht, den Gesichtskreis seiner Jüngsten zu erweitern und ihre Gaben auszubilden, ließ ihnen Zeichen- und Musikunterricht geben. Nach Fannys eigenem Geständnis war ihr Eifer in den Gesangstunden nicht allzu groß; doch wirkte sie immerhin einmal in einem Kirchenkonzert als Solistin mit, und ihre schöne Altstimme erfreute alle Zuhörer und namentlich den Vater. Das Zusammensein mit ihm, dem sprudelnd lebhaften Mann, war für seine beiden Töchter der höchste Genuß; sie taten ihm zuliebe, was sie ihm von den Augen absehen konnten, und diese Zuneigung wurde von dem vom Glück nicht Verwöhnten herzlich erwidert. Seine Kinder um sich zu haben, war ihm stets Erholung und es verging kein Festtag, ohne daß sich eine stattliche Tafelrunde in der Burghalde zusammengefunden hätte. Das gute Einvernehmen unter den so verschieden gearteten Kindern war ihm eine Quelle der Freude und schien ihm wie ein

Vermächtnis der so früh heimgegangenen Gattin. Im Winter saßen die drei Genossen in der heimeligen Wohnstube bei gemeinsamer Lektüre. Das waren unvergeßliche Stunden, wenn der Vater seine beliebten Klassiker vom Schaft holte und dramatische Werke vorlas. Selbst hingerissen, zog er auch seine Zuhörerinnen in den Bann der Dichtung. Hochaufatmend gestand Fanny beim späten Aufbruch: „Vater, das war wundervoll!" Und sie deklamierte begeistert eine der gehörten Stellen. „Wer doch solch eine Gestalt wiedergeben dürfte!" — „Das möchtest du wohl gerne?" sagte lächelnd der Vater. „Ja, für mein Leben gern", kam es unvermittelt aus dem jungen Herzen. „Die Kunst ist eine strenge Herrin; ihr dienen, heißt sich ihr ganz hingeben." Dabei suchte der Vater die Augen seiner Jüngsten und betrachtete mit Wohlgefallen die geschmeidige, hochaufgerichtete Gestalt, die wie geschaffen schien für die Bühne. Doch weder Vater noch Tochter dachten ernstlich an eine solche Laufbahn. Dazu war sie für die damalige Zeit und für ein Mädchen aus gutbürgerlichem Hause zu ungewöhnlich und wich zu sehr von den ungeschriebenen Gesetzen der Kleinstadt ab.

Doch bald bot sich Gelegenheit, Theater zu spielen. Am 10. November 1859, Schillers hundertstem Geburtstag, veranstaltete die Bibliothekgesellschaft eine Feier, bei der einige Szenen aus „Wilhelm Tell" zur Aufführung kamen. Da bestand Fanny Ringier die Feuerprobe als Tells Gattin. Alle Zuschauer waren ergriffen und erfreut über die Entdeckung eines einheimischen, wirklich bedeutenden Talentes. Mehr wie bisher unternahm man es von nun an, gute Werke, Gesellschaftsstücke, Lustspiele, später auch Dramen einzustudieren. Noch im selben Winter spielte Fanny Ringier eine Hauptrolle. Sie wußte sich mit jeder dramatischen Aufgabe zurecht zu finden, verlangte von sich und ihren Mitspielern viel und hatte auch bei der Regie mitzureden. Durch Ernst und strenge Selbstkritik brachte sie es zu vorzüglichen Leistungen, durch welche die Lenzburger Theateraufführungen weit in der Runde bekannt wurden.

Mit der Schwester und den Jugendfreundinnen besuchte sie die spärlichen geselligen Anlässe, die sogenannten Societäten, die damals im Rathaus abgehalten wurden. Dabei begegnete sie dem noch nicht lange aus Le Hâvre heimgekehrten Lenzburger Theodor Oschwald, einem ruhigen, zuverlässigen, senkrechten jungen Mann. Dieser goldlautere Mensch gewann bald Fanny Ringiers Herz, obschon der Entschluß, den alternden Vater zu verlassen, ihr nicht leicht fiel. Von den Eltern des Bräutigams freudig aufgenommen, wurde sie im neuen Familienkreis bald

aller Liebling. Es herrschte allerdings in dem Kaufmannshause ein anderer Geist als in der freiheitlichen Burghalde; aber Fanny verstand es, sich gut einzufügen. Im Mai 1863 schloß das junge Paar seinen Bund und zog in das „Haus am Graben", nur einen Büchsenschuß von der Burghalde entfernt. Es verging kein Tag, ohne daß die junge Frau Vater und Schwester aufsuchte. Der Gedankenaustausch mit ihnen war ihr Bedürfnis. Ihren eigenen Hausstand führte sie mit Grazie und Geschick, sodaß es jedermann wohl und behaglich wurde in ihrer Nähe. Dem Ehepaar wurden zwei Kinder geschenkt, Walther und Fanny, die das Glück ihrer Eltern ausmachten. Die junge Mutter nahm es mit ihren Pflichten sehr ernst. Was ihr selber in hohem Maße eigen war, der Sinn für Gerechtigkeit, die unbedingte Wahrheitsliebe und ein ungewöhnliches Maß von Selbstlosigkeit, forderte sie auch von den Kindern; unedle Regungen ließ sie nicht aufkommen; manchmal war sie etwas zu rasch, wie denn überhaupt die Geduld nicht ihre starke Seite war. Aber dabei war sie eine besorgte, zärtliche Mutter und ein fröhlicher Spielkamerad. Eine gewisse Gesetztheit, die zum guten Ton gehörte, ging ihr freilich ab, was ihren Buben einmal zum Ausspruch veranlaßte: „Du bisch halt doch e lätzi Muetter"; doch war sie ihm das Höchste und Beste auf der ganzen Welt.

Ihre warme Teilnahme bekamen aber nicht nur die Nächsten, sondern alle Menschen in ihrem Umkreis zu spüren. Unerbittlich streng gegen sich selber, war sie umso milder in ihrem Urteil über andere; nur wo sie Falschheit, niedrigem Denken oder Handeln begegnete, kannte sie keine Nachsicht.

Zu den Freunden des Ehepaares gehörten der junge Arzt Jakob Bertschi und der Jurist und nachmalige Bundesrichter Hans Weber. Intelligenz, Witz, eine Dosis gesunden Humors und erfrischende Fröhlichkeit machten sie bei den Eheleuten beliebt. Ihr manchmal burschikoses Auftreten erregte bloß bei den traditionsstolzen Lenzburgern Anstoß. Im Haus am Graben und in der Burghalde waren sie jederzeit gerngesehene Gäste, die bei Familienfesten, wie etwa bei der Weinlese, mit ihren Studentenliedern alt und jung begeisterten.

Fanny Oschwald-Ringier nannte diesen Abschnitt ihres Lebens „die jungen, dummen Ehejahre". Sie gingen nur zu bald vorüber. Seitdem sich Schwester Bertha verheiratet hatte und ihrem Gatten in die Löwenapotheke gefolgt war, betreute der älteste Sohn Rudolf mit seiner Frau dem Vater das Haus. Der alte Herr hatte das Gehör verloren und war mehr als bisher auf seine Nächsten angewiesen.

Kurz vor Weihnachten 1873 hielt der Tod abermals Einzug in der Burghalde und raffte den erst dreiundvierzigjährigen Rudolf Ringier jäh hinweg. Erst als wieder das gewohnte Tagewerk im Gang war, wurde die Witwe inne, daß sie ein Kind unter dem Herzen trage, einen Nachkömmling, über den sich nie ein Vater beugen würde. Nach einer für die ganze Familie bedrückenden Zeit kam an einem hellen Junimorgen des folgenden Jahres ein gesundes Mädchen zur Welt. Wer sollte sich freuen über die Ankunft dieses vaterlosen Kindes?

Ehe es Abend wurde, lag wieder eine Tote im Haus. Nachdem alles zu Ende war, begab sich Fanny Oschwald-Ringier ins abgelegene Zimmer, in dem das Kindlein, die Ursache des Jammers, lag. Sie fand die Kleine friedlich schlummernd, nichts ahnend von dem Leid, das ihr Kommen heraufbeschworen hatte. Mit zitternden Händen öffnete Fanny einen Brief, den sie im Schreibtisch der Heimgegangenen gefunden, und der an sie und ihre Schwestern gerichtet war. Er enthielt die Bitte, man möge den Kindern die Heimat im Großvaterhaus erhalten und sie nicht trennen.

Fanny Oschwald richtete sich hoch auf: war es wirklich an ihr, sich diese Last, diese Verantwortung aufzuladen und sich der drei Waisen anzunehmen? Hatte sie nicht ihre eigene Familie, Mann und Kinder, die ihrer bedurften? — Dann gingen ihre Gedanken zum betagten Vater — wer würde jetzt für den alten Mann sorgen? Es gab für die Selbstlose kein langes Besinnen, kein Markten mit dem Schicksal: hier war ihre Aufgabe. Die tapfere Frau schwankte keinen Augenblick. Wie immer in ihrem Leben entschied sie sich für das, was sie für ihre Pflicht hielt, nicht für das Bequeme und Angenehme.

Zwei Monate später zog sie mit Mann und Kindern ins Vaterhaus und nahm die Zügel des Haushaltes und die Erziehung der Waisen in ihre festen, gütigen Hände. Schwere Wochen lagen hinter ihr. Vor allem hatte sie den Gatten von der Richtigkeit ihres Entschlusses überzeugen müssen, ihn willig machen müssen, sein Heim aufzugeben, um mit den Seinen einer größeren Familiengemeinschaft anzugehören. Am Abend des Einzugs, nachdem die Hausmutter überall zum Rechten gesehen hatte, ging sie von Bett zu Bett und trat dann noch ins Schlafzimmer des Vaters. Wortlos, aber mit nassen Augen, umarmte der alte Herr seine Tochter. Sie aber saß nachher in der sternenhellen Nacht noch lange am Fenster ihres ehemaligen Mädchenstübchens, lauschte dem Plätschern des Brunnens, blickte auf zum Himmel und ließ ihre Gedanken in die Vergangenheit und Zukunft gehen.

Dann erhob sie sich mit einem mutigen, aus tiefster Seele kommenden: „In Gottes Namen".

Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte sie ihre Aufgabe. Im Bewußtsein, den Lebensabend des Vaters zu erhellen, fand sie ihre Fröhlichkeit wieder und wurde die Sonne der Burghalde, zu der die Großen wie die Kleinen und auch alle dienstbaren Geister des Hauses aufblickten. So viel sie auch der neuen Verhältnisse wegen aufgegeben hatte, eines hatte sie sich nicht nehmen lassen, ihre Mitwirkung bei den Aufführungen des Liebhabertheaters. Und in diesen Jahren (1876) wagte sich die kleine Stadt an ein Unternehmen, das ohne die Unterstützung von Fanny Oschwald-Ringier niemals zustande gekommen wäre. Es war ein kühner Entschluß, „Maria Stuart" auf die Lenzburger Bühne zu bringen. Die Burghaldenfrau war wie geschaffen als Darstellerin der unglücklichen schottischen Königin, auch rein äußerlich, denn sie hatte eine königliche Gestalt, edle Bewegungen und eine modulationsfähige, tiefe Stimme. Mit großem Eifer wurde das Drama einstudiert, das ein Höhepunkt in der Theatergeschichte Lenzburgs wurde. Von weit her kamen zu diesem Anlaß Zuschauer, die des Lobes voll waren über diese erstaunlich gute Leistung.

Noch fünf Jahre währte das Zusammensein mit dem Vater. Es war dem alten Manne noch beschieden, seinen Sohn Arnold, den Vater von sieben Kindern, auf den Rosengarten zu begleiten. Am 9. November 1879 starb der Greis in seinem 83. Lebensjahr, betrauert von den Seinen, von allen, die ihn kannten und in ihm einen Menschen verehrten von idealer Lebensauffassung, Herzensgüte und Standhaftigkeit in den schweren Prüfungen, die ihm auferlegt waren.

Fanny Oschwald-Ringier betrachtete sich von nun an als Verwalterin des väterlichen Gutes; die Verantwortung den Geschwistern gegenüber lastete oft schwer auf ihr. Sie war bemüht, alles zu verwerten, was das Gut abwarf, ließ es allen zugute kommen und verteilte gewissenhaft den Obstsegen unter alle Nachkommen der Burghalde.

Mit den auswärtigen Familiengliedern, namentlich auch mit den Verwandten in Amerika, unterhielt „Tante Fanny" einen regen Briefwechsel. Sie war eine glänzende Briefschreiberin und gute Beobachterin. Sie gehörte noch der Zeit an, da man die Kunst des Briefschreibens verstand und pflegte. Mit Leichtigkeit gelang es ihr, sich auszudrücken, köstlich waren ihre oft humorvollen Schilderungen; auch an Kritik ließ sie es nicht fehlen. Wurde aber jemand ungerecht angegriffen, so verteidigte

sie diesen mit beredten Worten. Sie äußerte sich über alle Bücher, die sie las, wußte das Gute und Bleibende richtig zu werten, und überall blitzte ihr Geist auf. So war jeder Brief ein Genuß und für den Empfänger ein kleiner Schatz. Innerlich aber darbte sie, seit ihr der Vater fehlte, vor dem sie alles, was sie beschäftigte und was ihr nahe ging, ausgebreitet und mit ihm durchgesprochen hatte.

Doch dies Darben brachte ihre schriftstellerische Tätigkeit zum Erblühen. Es war kein Wollen, sondern ein Müssen, das sie zwang, nach vollbrachtem Tagewerk zur Feder zu greifen, um die Gestalten und Bilder, die sich am Tage eingestellt hatten, festzuhalten. Was sie zuerst als müßiges Tun aufgefaßt, wurde zur Selbstbefreiung. Als einige Arbeiten druckfertig im Pult lagen, entschloß sie sich nach langem Zagen, sie einer deutschen Zeitschriften-Redaktion anzubieten. Fast ängstlich und vom Mißerfolg überzeugt, bat sie ihre Baslerfreundin um Vermittlung. Nach Kurzem kam die freudige Nachricht: „Du hast gesiegt! Neue Arbeiten sind erwünscht." Das war über alles Erwarten. Doch noch wollte Fanny Oschwald ihr Geheimnis wahren, und da sie ihren Namen nicht preisgegeben, sondern den Decknamen M. Lenz gewählt hatte, wußte niemand etwas von ihrem Schaffen, nicht die Lenzburger, die ihre Beiträge in den im „Thek" enthaltenen Zeitschriften lasen, noch die eigene Familie. Ja, niemand ahnte, was in später Nachtzeit, dem Schlafe abgestohlen, entstand und sie mit innerer Freude erfüllte. Umso größer war die Ueberraschung der Ihrigen, als beim nächsten Weihnachtsfest auf allen Gabentischen Hefte lagen und sich die Hausmutter, fast errötend und sich entschuldigend, als Verfasserin eines Beitrages bekannte. Bei den hochdeutschen Erzählungen, deren Zahl nach und nach beinahe drei Dutzend erreichte, hielt sie an ihrem Decknamen fest. Wie bei den ersten tastenden Versuchen gab ihr Pflichtgefühl es auch jetzt nicht zu, für ihre „Schreiberei" die Tageszeit zu benutzen. Erst wenn die Mutter und Hausfrau, die stets in Anspruch genommene Tante Fanny, ihre Aufgabe erfüllt hatte und alle zur Ruhe gegangen waren, gab sie dem Gehör, was in ihr zum Licht drängte. In aller Stille hat Fanny Oschwald-Ringier manchen Kampf bestanden, und es bedurfte ihrer großen Selbstlosigkeit, um das Joch der manigfachen Anforderungen nicht abzuschütteln und sich frei zu machen für das Gestalten und Fabulieren.

Bei jedem Fest im Familienkreis oder bei einem Anlaß des Musikvereins wurde eine kleine theatralische Aufführung geboten, und selbstverständlich gelangte man an die Burghalden-

frau, die bereitwillig, zuweilen auch etwas unmutig, sich überreden ließ, ein kleines Stück zu verfassen und mit dem Jungvolk einzuüben. Manchmal bot sie dazu auch ihre Schwester Bertha und Frau Emmy Schwarz-Bertschinger auf, und gemeinsam mit diesen Frauen wurden die köstlichen Einfälle in Verse gebracht und erfreuten nachher die Lenzburger. Auf diese Weise entstand auch ihr erstes „Schwänklein", das seither unzählige Male gespielt wurde: „D'Frau Dübelbeiß abem Girihubel will e Stadtfrau geh."

Trat im Stadttheater in Zürich oder Basel ein gefeierter Gast auf, so ließ es sich Fanny Oschwald nicht nehmen, der Aufführung beizuwohnen. So empfing sie von den Gastspielen der Meininger und der Sarah Bernhard unauslöschliche Eindrücke. Wieder zu Hause, las sie das Gehörte einem kleinen Kreis von Theaterfreunden vor und wußte die berühmte Schauspielerin ausgezeichnet nachzuahmen. Sonst kam sie nicht oft von zu Hause fort, denn niemand, sie am allerwenigsten, fand es damals nötig, Erholung zu suchen. Die Hausmutter war eben unentbehrlich.

Ende der 80er Jahre kam ein junges schwedisches Ehepaar nach Lenzburg. Des jahrelangen Reisens müde, hatten sie sich erst im Appenzellerland niedergelassen und waren dann mit ihren Gastfreunden nach Lenzburg gelangt. Verner von Heidenstam hatte als Maler halb Europa durchstreift, jetzt stand er am Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn, doch vorläufig war er noch ein mit dem Stoff und dem Ausdruck Ringender. Er kam mit seiner reizenden, lebhaften Frau oft in die Burghalde, unterhielt sich gerne mit Fanny Oschwald-Ringier über seine Pläne, Ideen und Hoffnungen. Niemand sah in ihm damals den kommenden großen Dichter Schwedens.

Als vor fünfzig Jahren von den Bundesbehörden die Aufforderung ausging, das sechshundertjährige Bestehen des Schweizerbundes im ganzen Lande würdig zu feiern, wollte Lenzburg nicht zurückbleiben, und es wurde beschlossen, ein eigenes Festspiel zu schaffen. Wer anders als Fanny Oschwald-Ringier wäre dieser Aufgabe gewachsen gewesen? Sie lehnte zuerst ab; in ihrer Bescheidenheit glaubte sie sich dieser Arbeit nicht gewachsen. Doch man ließ ihre Gründe nicht gelten, und schließlich wurde sie selber von der Idee gepackt, und die glühende Vaterlandsliebe befruchtete ihren Geist. Ihr künstlerischer Sinn und ihr Theaterblut wiesen ihr zudem den richtigen Weg. Ein vaterländisches Spiel mit Massenwirkung konnte für Lenzburg nicht in Frage kommen. So tauchte der Gedanke auf, einzelne Zeitabschnitte

Fanny Ringier als sechsjähriges Mädchen mit ihrem Bruder Rudolf

Fanny Oschwald-Ringier mit ihrem Sohn Walther

dramatisch zu gestalten. Zusammengehalten sollten diese geschichtlichen Geschehnisse werden durch die Worte eines Herolds. Diesen verbindenden Text übernahm Frau Pfarrer Molly Juchler- von Greyerz, die in formschönen Versen die schwierige Aufgabe glücklich löste. Fanny Oschwald-Ringier fiel der dramatische Teil des Festspiels zu. Sollte es in Prosa oder in gebundener Rede ausgeführt werden? Da tönte in den Ohren der Dichterin die Dramensprache Schillers, und sie schrieb die Szenen in fünffüßigen Jamben. Immer besser meisterte sie den Stoff. Was sie beabsichtigte, gelang ihr: ein volkstümliches Spiel, dem auch der einfache Mann folgen konnte. Vor allem wandte sie sich an die Herzen der Zuschauer, das rein Menschliche wurde Hauptsache; nicht nur den heldenhaften, sondern auch den leidenden und sich in der Prüfung bewährenden Menschen stellte sie dar. Ihre eigene hohe Auffassung von Pflicht, Hingabe und Treue kam überall zum Ausdruck.

Das Festspiel umfaßte fünf Bilder: Im ersten — Barbarossa auf Schloß Lenzburg 1154 — nimmt Graf Ulrich, der Letzte seines Geschlechts, Abschied von Frau und Mutter, bevor er dem Kaiser ins Heilige Land folgt. Dem scheidenden Sohn legt die Mutter seine Pflicht als Schirmherr der Waldstätte ans Herz. Vom Kaiser und der Kirche in Acht und Bann getan, sind die Leute am See fried- und rechtlos. An ihr Los erinnert die Mutter ihren Sohn, und als er sich vom Kaiser einen Wunsch ausbitten darf, ersucht er ihn, die Reichsacht aufzuheben, und Barbarossa muß das gegebene Wort einlösen. — An zweiter Stelle wurde der Rütlischwur aus Wilhelm Tell aufgeführt. Das dritte Bild: Die Tagsatzung zu Stans 1481 zeigt, wie Niklaus von der Flüe die entzweiten Eidgenossen zur Vernunft und Einsicht bringt und zur Einigkeit mahnt. Am dramatisch wirksamsten ist Bild vier: Die Schreckenstage in Nidwalden 1798. Nach einer packenden Szene mit General Schauenburg im Mittelpunkt tritt Pestalozzi auf, der Vater der Waisen, der versöhnende Geist. Das fünfte Bild: Die Bourbaki-Armee in der Schweiz von 1871 greift zurück auf ein Erlebnis, das noch in vielen Herzen lebendig war, hatte doch auch Lenzburg selber einen Trupp Bourbakisoldaten beherbergt und gepflegt.

Auf der Schützenmatte wurde die Naturbühne mit Ober- und Unterbühne errichtet, mit grünem Rasen und einem rieselnden Quell, und von der Seite blickte stolz Schloß Lenzburg. Alle Mitspielenden waren ergriffen und bemüht, ihr Bestes zu geben. Die Verfasserin des Festspiels selber ließ sich bereit finden, die Rolle der alten Gräfin von Lenzburg zu übernehmen, die ihrem

Denken und Handeln so ganz entsprach. Unermüdlich wurde geprobt, und als der 1. August glanzvoll aufging, fand er eine bewegte Festgemeinde. Der rauschende Erfolg des Festspiels lenkte viele Blicke nach dem kleinen Lenzburg, und der Name der Festspieldichterin wurde im ganzen Land bekannt. Sie hatte durch ihr Werk dem Bundesfeiertag eine besondere Weihe gegeben.

Auf das Festspiel und seine Wirkung verweisend, schrieb sie später einem alten Freund: „Es klangen viel freundliche Worte an mein Ohr, und manch eine Hand hat sich mir entgegengeboten zu warmem Druck. Das Beste und Schönste ist mir aber durch die „kleinen Leute", durch das Volk, zuteil geworden. Denen, ach ja, denen habe ich's zu Dank gemacht, daß ich ihnen nichts Hochgeistiges bot (wozu meine Kraft ja auch nimmer gelangt hätte), sondern Brot, das sie essen konnten, etwas, das sie verstehen und mit heimnehmen konnten. Ich hatte den heißen Wunsch gehabt, etwas zustande zu bringen, das jedes Kind fassen, das jedes Bäuerleins Herz bewegen könnte. Die Geistvollen können sich ja ihre Genüsse schaffen und holen, wo sie sich ihnen bieten, aber ein Volksfest, zumal ein Bundesfest, ist nicht für die Gebildeten allein, sondern vor allem aus für das Volk. Und wer dieses Volk gesehen hat in seiner Ergriffenheit, der muß mit mir wünschen, daß diesem unserm Volk öfters als nur alle hundert Jahre einmal ein solch echtes, gut patriotische Gesinnung förderndes Bundesfest geboten würde."

Im gleichen Brief heißt es: „Es ist eine Nachfrucht dieses Bundesfestspiels entstanden: ein zweites kleines Festspiel, den Sieg bei Sempach behandelnd, das seither in meiner Kommode liegt. Ich habe mich schon öfters gefragt, ob es der Veröffentlichung wert sei, und ob ich den Versuch wagen solle, es in Verbindung mit einer zweiten Auflage meiner Festspielbilder (die erste war wenige Tage nach der Bundesfeier vergriffen), herauszugeben. Ich glaube, es könnte da und dort bei einem patriotischen Anlaß vielleicht dienen, zumal es leicht aufführbar ist. Mit diesem meinem bescheidenen Winkelried-Bild wollte ich den Versuch machen, eine unserer Schweizer Heldenschlachten auf die Art zu behandeln, wie die Festspielbilder, ohne große pompöse Aufzüge, ohne schwierigen Apparat. Die Art und Weise, wie solche Schlachten bisher in Festspielen vorgeführt wurden, kommt mir auch gar so unnatürlich vor, fast lächerlich. Sie besteht in der Vorführung von kriegslustigen, begeisterten Massen, die mit raschem Entschluß und wehenden Fahnen zum Krieg ausziehen, um dann — nachdem einige Jammerweiber

und Greise als Zwischenspiel auf der Bühne erschienen sind und ihre Angst dokumentiert haben — von der andern Seite her wieder, blink und blank, in Samt und Seide und glänzenden Panzern mit einem Wald erbeuteter Banner und siegestrunken wiederzukehren. Hievon machen die prächtigen Festspielszenen des Herrn Professor Frey eine rühmliche Ausnahme. Wie sehr schön sind seine beiden Schlachtenbilder, namentlich „Morgarten, nur bedaure ich, daß bei ihm das ewig Weibliche zu kurz kam. Die historische Treue und Wahrheit in allen Ehren, aber Weiber und Mütter gab es auch damals, und bei Festspielen darf nun einmal das Frauengewand, das Hereinsehen der Familie, das allgemein Menschliche, nicht fehlen. Meine „Heldenschlacht" hat vielleicht zu wenig eigentliche Handlung, ist mehr erzählend, wirkt aber vielleicht doch gut und stark durch ein gewisses Miterleben und Miterleiden."

Das hier erwähnte Volksschauspiel „Winkelrieds Tod" ist dann 1895 auf dem nämlichen Platz aufgeführt worden. Wieder fanden sich Zuhörer aus nah und fern ein, die andächtig und tief ergriffen den Vorgängen auf der Naturbühne folgten. Später haben sich andere Orte, so auch der dramatische Verein Zürich, der Winkelried-Bilder mit großem Verständnis angenommen und sie durch vorzügliche Aufführungen weitern Kreisen erschlossen.

Im Sonntagsblatt des „Bund" hat kein Geringerer als J. V. Widmann geurteilt: „Wer einmal sehen will, wie eine poetische Natur ohne viel künstlerische Berechnung mit einer der größten Aufgaben, der wirksamen Dramatisierung nationaler Heldengeschichte, sich glücklich abfindet, der lese die beiden von Winkelrieds Tod handelnden dramatischen Bilder in diesem Büchlein einer ungewöhnlich begabten Frau, deren Name bei den Festspielaufführungen in Lenzburg auf allen Lippen war. Aber weit werden die Festspiele übertroffen durch die beiden mächtig ergreifenden dramatischen Szenen: „Winkelrieds Tod". Wie seltsam! Frau Fanny Oschwald-Ringier, obschon gewiß eine gebildete Frau, hat doch schwerlich „die Perser" von Aeschylos gelesen oder sich diese antike Tragödie mit Bewußtsein zum Muster genommen. Aber auch sie ist auf das Auskunftsmittel verfallen, die Herrlichkeit einer mit schweren Opfern erstrittenen Sieges- und Freiheitsschlacht durch den Reflex darzustellen, den die Nachrichten des Ausgangs der Schlacht da hervorrufen, wo man ganz andere Kunde erwartet und zum Teil erhofft hat".

In dieser Zeit, die erste Hälfte der 90er Jahre, trat in Fanny Oschwalds Schaffen eine Wandlung ein; hatte sie sich bisher in ihren dichterischen Arbeiten der hochdeutschen Sprache be-

dient, so wurde jetzt die Mundart das Instrument ihrer Ausdrucksweise. Es war fast wie eine Offenbarung, als die Dichterin inne wurde, wie ausdrucksfähig die Muttersprache sei, ja, wie sie am besten in der Mundart sagen könne, was ihr auf dem Herzen lag. Das Tun und Treiben, das Fühlen und Denken des Volkes wurde nun zum Inhalt ihrer Gebilde, weil sie im Grunde ihres Herzens eine feurige Patriotin, eine die Heimat und das Volk in seinen tiefsten Wurzeln verstehende Schweizerfrau war.

Es ist das Verdienst der „Neuen Zürcher Zeitung", d. h. ihres damaligen Feuilletonredaktors Fritz Marti, nicht nur den Gehalt dieser Arbeiten, sondern auch die in ihnen offenbare meisterhafte Handhabung des Dialekts erkannt zu haben und eine Aufgabe der Zeitung darin zu sehen, diese Äußerungen einer zugleich realistischen wie poetischen und volksnahen Denkweise der Oeffentlichkeit nahe zu bringen. Den ersten Anstoß gab ein politisches Ereignis, die Verwerfung der Zollinitiative im Jahre 1894. Am Abend des Wahltages erging sich Fanny Oschwald-Ringier, als überall auf den Höhen Freudenfeuer brannten, auf der Terrasse, und plötzlich zog es sie zu ihrer Mappe. Mit fliegender Feder entwarf sie die fröhliche Geschichte „Es Jo für es Nei", die bereits acht Tage später in der „Neuen Zürcher Zeitung" erschien. Diese Auseinandersetzung zwischen zwei Liebenden in bäuerlichen Kreisen über eine eidgenössische Abstimmung fand ungeteilten, ja begeisterten Beifall. Die Redaktion wurde bestürmt um Preisgabe des anonymen Verfassers, und als sich dann herausstellte, daß eine Frau, die bekannte und hochgeschätzte Festspieldichterin, diese Geschichte geschrieben, war die Freude groß. Bald darauf folgte eine Fortsetzung. Die Würze und Eigenart, die Fanny Oschwald-Ringier ihren Mundarterzählungen zu geben verstand, machte aufhorchen. Bisher erfreute sich die Mundart keiner Beachtung und Wertschätzung unter den Schweizer Schriftstellern. Weder Gfeller, Lienert, Reinhart, Tavel hatten damals eines ihrer herrlichen Bücher geschrieben; auch Sophie Hämmerli-Martis entzückende Kindergedichte waren noch nicht entstanden. Aber die Kraft, Farbigkeit und Ausdrucksfähigkeit des Dialekts kamen Fanny Oschwald-Ringier immer mehr zum Bewußtsein, und nur ganz selten bediente sie sich von dort an mehr der Schriftsprache.

Es war mittlerweile still geworden in der Burghalde. Die eigene Tochter und zwei der Pflegekinder hatten ihren eigenen Herd gegründet. Den Sohn hatte sein Amt nach Basel geführt. So wurde die Burghalde mit ihren vielen Räumen zu groß und weit für die kleiner gewordene Familie; zudem hatten sich auch die

Wenn ich mir nun auch die Lösung all der Räth-
selfragen, die uns im Leben zu schaffen machen
nicht so fest, wie ich sollte u. wie Sie es thun vom Jenseits er-
hoffe, so hat sich mir schon durch den Lauf
der wechselvollen Jahre, durch das Altern,
allerlei ins Klare gestaltet, was mir früher
als Räthsel erschien. Es ist so eine Kette
von Ursachen u. Wirkungen, eine Kette
von Verschuldung u. Vererbung, es ging so
manches folgerichtig aus den Vorbedingungen,
den Verhältnissen hervor; — das erkennt
man aber erst wenn man mit alten Augen
eine längere Wegstrecke überblicken kann,
seine eigene u. die, welche Andere zurück-
gelegt. So mußte eben in unserm Familien
Manches kommen, weil die Dinge u. die Men-
schen, die Charakteranlagen u. ~~eben~~ das,
was man „Verhältnisse" zu nennen pflegt,
darnach waren. Warum hält man sich
denn für mächtig genug, dem rollenden Rad
in die Speichen greifen u. das Fuhrwerk
wieder bergaufwärts treiben zu können, aus
eigener Kraft? Die Räder gehn über
die schwachen Hände hinweg u. blutig zieht
man sie von dem Experiment zurück.
Wir kennen das Beide! — Sie aber sind, —

Eine Briefseite von Fanny Oschwald-Ringier

genstand haben, kleine, anspruchslose Einakter, die ohne Gepränge leicht aufführbar sind und der Spielfreudigkeit in kleinerem Kreise dienen sollen. Zuerst erschien, nachdem die Schwänke ungedruckt von Hand zu Hand gegangen, 1897 „Us der Burestube" mit: „De Hanogg uf Freiersfüeße" und die schon genannte „Frau Dübelbeiß abem Girihubel will e Stadtfrau geh", und im Jahre 1900 „E gföhrlichi Chranket", bis heute achtmal aufgelegt, ein Zeichen der großen Beliebtheit. Unzählige Male haben diese Stücke bei Anlässen und Festen mit ihrem köstlichen Humor, der guten Charakterisierung und wohltuenden Treuherzigkeit die Zuschauer erfreut, und immer wieder werden sie aufgeführt, trotzdem jetzt die Zahl der Dialekt-Einakter der verschiedensten Verfasser eine überaus reiche Auswahl bietet.

Im Jahre 1899 brachte der Verlag Sauerländer eine Sammlung ihrer schriftdeutschen Erzählungen und Skizzen heraus unter dem Sammelnamen „Dies und das". Sie waren in den 80er Jahren geschrieben und in deutschen Zeitschriften und Journalen, noch mit M. Lenz gezeichnet, erschienen und hatten damals einen dankbaren Leserkreis gefunden. Ohne Kenntnis der Verfasserin wurde eines auch ins Französische übersetzt. Es sind phantasievolle, gut und flüssig geschriebene Arbeiten im damaligen Zeitgeschmack, ohne die Merkmale der Ursprünglichkeit und Eigenart, die Fanny Oschwalds Mundartsachen auszeichnen, freilich einige von ergreifender, andere von idyllischer Gestaltung und Wirkung.

Inzwischen hatte der Sohn seine Eltern verlassen, um sich in Dresden sein Heim zu gründen mit Erika Wedekind, deren Stern damals im Aufgehen war. Mit Interesse verfolgte Fanny Oschwald-Ringier die Laufbahn der Sängerin und unterhielt mit dem Sohn einen lebhaften brieflichen Verkehr, sodaß beiden die Trennung weniger fühlbar wurde.

Es kamen ruhige, stille Jahre. Für die Angehörigen und Freunde war Fanny Oschwald-Ringier stets die mütterlich teilnehmende, verstehende und trostbringende Frau, und auch in schweren Zeiten blieb sie aufrecht und im Denken und Handeln ihrer innersten Natur treu. Im Jahre 1911 starb, fast achtzigjährig, ihr Lebensgefährte, von dem sie sagte: „Viel Weltglück war ihm nicht beschieden, und er war keine Kraftnatur, aber ein untadeliger Mensch von sauberer Gesinnung." Jetzt blieb ihr noch die Pflegetochter, mit der sie in stiller, beglückender Zweisamkeit lebte.

Als sie schon sechsundsiebzig Jahre alt war, griff sie nach langem noch einmal zur Feder und schrieb ihr Meisterstück:

„Alti Liebi". Diese Geschichte gehört zum Besten, was wir an Mundarterzählungen besitzen und wird alles überdauern, was Fanny Oschwald-Ringier verfaßt hat. Mit den einfachsten Mitteln baut sich ein Menschenschicksal auf, das mit Größe und stiller Hoheit getragen wird. Das Leben hat die Altschulmeisterin durch die Schule der Entsagung geführt. Das heikle Motiv der Liebe zwischen alten Menschen ist überzeugend behandelt; der Verzicht der Frau auf ein Scheinglück, wie es ihr früherer Geliebter sich ausgedacht hat, ist von einer Größe, die wahrhaft ergreift. Es ist alles gewachsen, nichts gemacht an dieser Erzählung. Fast schien es ihr eine Kühnheit, diese Arbeit an die Redaktion der „Schweiz" zu senden, obschon sie sich gestand, „einmal etwas Gutes" geschrieben zu haben. Lange blieb die Antwort aus. Da wandte sie sich an Maria Waser: „Ich bin eine alte Frau, die heute oder morgen sterben kann, aber ich hätte gerne gewußt, ob mein Schwanengesang für die ‚Schweiz' genügt." Darauf kam umgehend eine freudige Zusage. Zu einer persönlichen Berührung der beiden Frauen sollte es nicht mehr reichen.

Diese meisterliche Novelle „Alti Liebi" ist im Jahre 1919, nach dem Tode der Verfasserin als Buch erschienen, dem Maria Waser, die nun auch schon Heimgegangene, ein tief in das Wesen von Fanny Oschwald-Ringier eindringendes und mitfühlendes Geleitwort vorangesetzt hat, dessen Schluß folgendermaßen lautet:

„Zu allen Zeiten hat Fanny Oschwald-Ringier sich gegen den Namen der Berufsschriftstellerin gesträubt. Zunächst tat sie das gewiß aus Bescheidenheit, dann aber vielleicht auch — wohl unbewußt — aus jenem Widerwillen, den starke Persönlichkeiten gegen jede Abstempelung und fachmäßige Einordnung verspüren. Und in der Tat, so gewiß Fanny Oschwald-Ringier die echte ursprüngliche Begabung besaß, so gewiß ist sie im Leben nie zur Berufsschriftstellerin geworden. Sie war keine literarische Frau, sie war in erster Linie Mensch und ihre Dichtung vor allem Menschengestaltung. Darum lag ihr auch das Drama so am Herzen, und deshalb herrscht Gestalt und Rede so durchaus in ihren Erzählungen, daß die Landschaft, Welt und Haus, selten mehr darin bedeuten als den Hintergrund zur alles beherrschenden Figur. Das Menschentum, das hohe, reine, unverkümmerte Menschentum dieser im höchsten Sinne mütterlichen, alles Menschliche verstehenden Frau ist auch das Große und Unvergängliche an ihr, und wo es in ihrer Dichtung Spuren hinterließ, da liegt deren tiefster Wert und das, was bleibt."

Fanny Oschwald-Ringier beschäftigte sich dann nur noch mit

dem Naheliegenden und schrieb Aufzeichnungen über das Leben der Vorangegangenen, die ihrem Herzen besonders teuer waren. Sie litt unsäglich unter der Friedlosigkeit der Welt. Der Weltkrieg bedeutete ihr einen Zusammenbruch alles dessen, was sie ihr Leben lang als gut und aufbauend bejaht hatte. Oft erinnerte sie sich des Eindrucks, den ein Vortrag Berta von Suttners hinterlassen hatte. Als sie den Saal verließ, sagte sie aufatmend: „Wie hat mir diese Frau aus der Seele gesprochen. Ich möchte ihr am liebsten die Hand drücken. Ja: die Waffen nieder, und freie Bahn für alle, die guten Willens sind und sich für den Völkerfrieden einsetzen."

Im Frühling 1918 erlitt Fanny Oschwald-Ringier einen leichten Schlaganfall, von dem sie sich nicht mehr erholen sollte. Geistig klar und in stiller Ergebenheit sah sie dem Tod entgegen. Am 24. August 1918 ließ er die seltene Frau in Gottes Friedensreich eingehen.

Werke von Fanny Oschwald-Ringier

Im Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau:

1. *Volksschauspiel in Lenzburg 1895.*
2. *Laßt hören aus alter Zeit.* Dramatische Bilder aus der Schweizergeschichte. 1895.
3. *Us der Burestube.* Öppis zum Uffüehre in Aargauer Mundart. 1897. Auch einzeln erhältlich:
   a) *De Hanogg uf Freiersfüeße* oder *'s Vreneli weiß sich z' hälfe.* 7. Auflage 1930.
   b) *D'Frau Dübelbeiß ab em Girihubel will e Stadtfrau geh.* 7. Auflage 1930.
4. *Aller gattig Lüt.* 1897.
5. *E gföhrlichi Chranket.* Schwank in einem Akt. 1900.
6. *Dies und Das.* Novellen und Geschichten. 1899. 2. Auflage 1900.
7. *Guter Wille* oder *Gretchen in Verlegenheit.* Solospiel für eine Dame. 1902.
8. *Strubi Zyte.* 1904.
9. *Alti Liebi.* 1919.

In der Buchdruckerei R. Müller, Lenzburg:

10. *Bundesfeier-Spiel in Lenzburg 1891.* Mit einem Vor- und Nachspiel, von Molly Juchler- v. Greyerz. 1891.
11. *Opfer der Verhältnisse.* Sonntagsblatt des „Bund". No. 39 1888.
12. Ein Verzeichnis der in deutschen und schweizerischen Zeitschriften unter einem Pseudonym zerstreuten Erzählungen und Novellen hat Fanny Oschwald-Ringier nicht hinterlassen. Ein solches heute aufzustellen ist unmöglich.

GEDENKEN

VON MARTHA RINGIER

Nur einen Tag noch möcht' ich mit dir gehen
und ruhesam der Sonne Güte trinken,
dann, wie ein müdes Blatt vom Lebensbaum,
beglückt und dankbar in das Dunkel sinken.

Nur eine Stunde deine Stimme hören
und fühlen deiner Hände sanft Liebkosen,
der Hände, die nun starr gefaltet ruhen
und seltsam leuchten zwischen weißen Rosen.

Umsonst ist all mein Sehnen; nur im Traume
nahst du dich mir, und deine Hände legen
beschwichtigend sich auf die Herzenswunde,
und neu gestärkt wach' ich dem Tag entgegen.

DAS ENDE

VON MARTHA RINGIER

So wird es sein in meiner letzten Stunde:
Mein irdisch Kleid leg' sachte ich beiseite
und leg' dazu die Freuden und die Sorgen,
auf daß ich unbeschwert hinübergleite.
Ein Blick noch auf die Schar der Weggenossen,
ein dankbar Lächeln dann für die Getreuen
und eine stumme Bitte: tat ich weh — verzeiht!
Nun endlich steigt empor das große Freuen.
Doch zagend stockt mein Schritt,
ich strecke tastend meine Hände:
geht keiner, keiner von euch mit?
Ihr schweigt. Doch in mein banges Hoffen
tönt eine Stimme trostreich zu mir her:
„Mein Kind, ich harre dein, und offen
sind meine Arme, die dich einst gewiegt." —
Und meine Mutter führt mich ein
ins Friedensreich. — So wird mein Ende sein.